

8]

Das gelobte Land.

Eine Erzählung aus dem Bornholmer Nordland
von Martin Andersen Nexø.

Gegen sechs Uhr standen die größten der Kinder auf. Während sie sich anzogen, zankten sie sich um die Sachen; jeder wollte die wärmsten Kleidungsstücke haben. Alfred hatte gestern die Unterhose getragen und wollte sie auch heute haben. Ditte weinte. Die Mutter mußte mit einer Ohrfeige das Urteil fällen. Sie fuhr kommandierend aus und ein: „Lars, feg den Schnee von der Küchentür weg! Ditte, geh zur Quelle, einen Eimer Wasser holen! Alfred, wach! Deine kleine Schwester!“

Der Tag begann durchzudringen, der Sturm hatte nachgelassen, jetzt schneite es ganz still. Ringsum lagen die Felsen wie vorgeneigt unter ihren schweren Deckbetten aus verschneiten Bäumen.

Endlich waren die Größeren zur Schule befördert, und die Mutter konnte Atem holen. . . . Wieviel Arbeit die Kinder doch machten!

Die beiden Kleinsten, ein Knabe von fünf und ein Mädchen von sechs Jahren, hatten einander in die Kleider geholt und ihren Spielplatz am Fenster eingenommen. Sie hatten ihre Schmalzstulle mitgenommen und spielten König und Königin. Aber der König war verdrießlich, weil nur die eine Seite des Brotes beschmiert war, und wollte nicht essen. „Der König ist feiner als andere Leute, wie Du wohl begreifen kannst,“ jagte er. Da mußte die Königin ihre eigene Schmalzstulle opfern und sie oben auf die des Königs legen — die trockenen Seiten nach innen — um ihn zufriedenzustellen.

„Es ist sehr dick,“ meinte der Junge und strengte sich gehörig an, er konnte beinahe nicht hineinbeißen.

„Ja, aber der König hat einen größeren Mund als andere Leute, Du.“

Der Alte verfolgte von seinem Bett aus das Spiel der Kinder und hörte ihnen zu.

Nun kam die Frau: „Will der alte Vater heut nicht aus den Federn?“

„Nein, wozu soll ich aufstehn, Du? Mir ist so, als ob es heute ernst mit mir würde.“

Seitdem der Tod im Herbst das Tal besucht und den Holzfäller und das kleine Mädchen geholt hatte, wollte der alte Ole nicht mehr recht aufstehen. „Nein, ich bleibe in meinem Bett, denn er kann jederzeit kommen, mich holen,“ jagte er. „Ich hab ihn ja selber gesehen und mit ihm gesprochen.“

„Ja, aber Großvater, Du bist doch blind,“ wandten dann die Kinder ein.

„Ich habe ihn mit dem inneren Auge gesehen,“ erwiderte der Alte.

Die Antwort spukte in ihnen, sie konnten nie klug daraus werden, wo Großvaters inneres Auge sah.

„Als damals der Steinraub mir mein Augenlicht nahm, hab ich es bekommen,“ sagte der Alte. „Da friegte ich den richtigen Blick fürs Leben; vorher hatt' ich meinen Weg getreten, ohne zu sehen.“

„Kannst Du uns denn sehen?“

„Ja, ich kann Eure Freuden und auch die Sorgen sehen, die Euch zustoßen werden, wenn Ihr größer werdet. Und sehe auch so einigermachen, wie alles ist.“

„Nun solltest Du aufhören mit dem Gerede, Großvater, und lieber aufstehen, damit ich die Stube zurechtmachen kann,“ jagte die Frau. „Du hast doch wohl keine Ercheinungen.“

„Nein, aber der liebe Gott kann einem doch dies und jenes begreiflich machen, wenn er will,“ erwiderte der Greis.

Sie half ihm nun beim Anziehen und führte ihn über den unebenen Lehnfußboden zu dem Strohstuhl am Ofen hin. „Willst Du das Strickzeug haben, Vater?“ fragte sie.

Doch der Alte war ganz in seinen Gedanken. . . . er beschäftigte sich wieder mit dem Stein. Die Frau legte das Strickzeug in seinen Schoß und ging aus der Stube. Er sah eine Weile da und schloßte ein wenig mit sich selbst, dann stand er auf und stolperte in die Ställe hinaus; von Fensterbrett zu Fensterbrett fühlte er sich vorwärts. Die Frau stand draußen am Giebel und zerfleinerte Meißig.

„Sollen wir nicht bald zu Mittag essen?“ fragte er.

„Die Uhr ist neun. . . . es sind noch drei Stunden bis Mittag,“ entgegnete sie bissig. „Du hast ja noch gar nicht das Frühstück herunter, Vater.“

Sie wußte recht gut, daß er in die'm Augenblick kindisch war; trotzdem sagte sie es so auf, als ob ihm das Essen nicht genüge oder nicht gut genug sei. Ziemlich unjanzft führte sie ihn wieder ins Haus.

Die beiden Kleinen waren es müde, König und Königin zu spielen, und sie kamen deshalb zu dem Alten hin: „Erzähl uns etwas, aber es muß vernünftig sein. . . . Du darfst keinen Unsinn reden. Etwas aus der alten Zeit, was?“

Ein Lächeln huschte über das blinde Greisengesicht; er hob den Kopf, als schaue er weit über Berge und Täler hin. „Es war einmal eine Katze und eine Maus, die verheirateten sich. . . . hört Ihr zu?“

„Ja, ja!“

Der Junge stellte sich an der Türe auf und hielt sie angelehnt, während sich das Mädchen auf den Schemel zwischen Großvaters Füße setzte. Sie hatten die Geschichte schon einmal gehört, aber es war immer gleich spannend, von der Maus zu hören, die unbedingt von einer Katze entführt werden wollte. Sie brachte einen großen Topf voll Fett als Mitgift in die Ehe, den die Katze für die schlechten Zeiten unter den Stufen aufbewahrte. Die Katze ging immer in Bus und Staat und hatte lange, feine Nägel an den Pfoten, weil sie nicht arbeitete; die Maus aber saß immer zu Hause und war fleißig. Bei jedem Neumond ging die Katze hin, um nach dem Fett zu sehen.

„Na, wie geht es? fragte die Maus und leckte die Pfoten der Katze, an denen etwas Fett war.“

„Saut ab,“ erwiderte die Katze, die gejättigt und kurz angeburden war.

Dann wurde es wieder Neumond, und die Katze ging wieder weg.

„Na, wie steht es jetzt? fragte die Maus still. Ihre Gedärme taten ihr weh, weil nichts darin war.“

„Halb vorbei,“ erwiderte die Katze kerablassend.

Und sie ging zum drittenmal hin, um nach dem Fett zu sehen.

„Nun, wie geht es? flüsterte die Maus, ganz krank vor Hunger.“

„Ganz vorbei!“ jagte die Katze, und ihr Mund glänzte vom Fett.“

„Küß mich, Liebe,“ jagte die Maus betriibt. „Jetzt hast du nur noch mich!“

Da küßte die Katze die Maus. „Au, Du fühlst meine Schnurrhaare!“ rief sie zornig, weil die Maus sie um den Mund herum beleckte. Und schwupps! hatte sie die arme Maus gefressen.

„War das in der alten Zeit?“ fragten die Kinder.

„Ja, das war in der alten Zeit.“

„Warst Du denn da schon geboren, Großvater?“

„Ja, ich hab es selber gesehen!“

„Nun erzähl uns auch etwas von der neuen Zeit.“

„Von der gibt es nichts zu erzählen. . . . die seht Ihr ja selber.“

„Woher sind die Menschen gekommen?“ Der Knabe kam näher heran.

Der Greis starrte noch weiter in die Ferne mit seinen blinden Augen. „Eines Nachts strandete ein Schiff hier bei den Klippen von Bang, und nur ein Mann rettete sich aus Land. Er kletterte zwischen den Felsen herauf und kletterte immer weiter, bis er zum Knägel kam, wo die Mühle damals lag. Salslich war er auf dem Dach des Müllers gelandet und fiel, plumps! hindurch und dann heiratete er die Tochter des Müllers. . . . So entstanden die Menschen.“

Die Frau kam reich aus der Küche herein: „Weißt Du den kleineren Kindern nichts Besseres zu erzählen als solch dummes Zeug? Erzähl ihnen lieber, wie es möglich ist, daß die armen Leute sich von früh bis spät abrackern müssen und doch nichts erreichen, während die Reichen alles geschenkt bekommen. Von dem Märchen haben sie mehr Nutzen. . . . und darüber kannst Du ja ein Wort mitreden, Vater. Warum hat so ein Alter wie Du es nie zu einem Hänschen mit 'nem

hübschen Land für sich selbst gebracht? Dann hätte er jetzt seine gesunden Augen gehabt und könnte hübsch auf dem Altenteil sitzen, statt seinen Kindern zur Last zu fallen — und wir könnten die Erde bearbeiten und bräuchten uns nicht mit dem Stein herumzuquälen. Die Erde hat Gott der Herr gesegnet, und er hat zu den Menschen gesagt, sie sollten sie beackern, aber den Stein hat er verflucht. Darum wächst auch keine Nahrung darauf! Wir Armen hier in den Felsen haben Steine statt Brot bekommen.“

„So hab ich es auch zu fühlen gefriert,“ erwiderte der Alte. „Vater war Steinhauer und wollte, daß auch ich denselben Weg ginge; aber ich war jung und voll Mut. Ich wollte mir ein kleines Geschäft erwerben drüben bei der Dölskirche, da ist die Erde freundlich, und die Sonne sieht darauf . . . da leuchtet das Korn immer so gelb. Geht hin, Kinder, und seht, ob die Sonne das Korn gelb gefärbt hat.“

„Nein, Vater, jetzt ist's Winter . . . da liegt Schnee über dem Ganzen.“

„Ja, ja, da sollte der Hof liegen. Und ein Mädchen von dort wollte ich haben, die haben einen milderen Sinn. Da gehen Mann und Frau zusammen an die Arbeit und legen sich alles miteinander zurecht . . . 's sind Leute, die nicht einsam leben. So ging ich denn auf Langfahrt, um Geld zurückzuliegen, und fuhr mit Walfischfängern nach Norden, um es schneller zusammenzubringen. Das ist grobe Arbeit, und die Steuern sind groß. Aber dann erlitt ich Schiffbruch und verlor alles.“

„Das war bloß e i n m a l,“ sagte die Frau trocken. „Seine Jugend verliert man bei so einem Schiffbruch wohl nicht?“

„Da kaufst ich Boot und Gerät auf Borg und wollte es hereinführen . . . ich dachte: vielleicht findest Du das Glück in der Heimat! Es ging auch recht gut, ich zahlte das Ganze ab und wollte mir nun etwas zurücklegen. Aber eines Nachts kam ein Unwetter auf und zerstörte die Gerätschaften, und am Morgen . . . war das Boot an den Klippen zerstückelt.“

„Ja, etwas blüht man ja immer ein! Und da konntest Du wohl nicht mehr, Vater?“

„Ich hatte damals Weib und Kind, Du — die mußten Brot haben. Die Frau hatt' ich mir aus dieser Gegend genommen, es war dem Zeus Köller seine Tochter hier aus dem Rabnetal . . . ich war der Nächste dazu, sie zu heiraten. Sie war eine so gute Gefährtin wie irgendeine andere; aber viel Jubel und Freude erlebten wir ja nicht, abgesehen vom Kinderkriegen. Da drüben auf dem Ackerland tun sie die Arbeit gemeinsam, und am Sonntag gehn sie zusammen hinaus und sehen sich die Dinge an. Aber das sollte nun mal nicht sein.“

„Und da hast Du Dich mit dem Felsen zufrieden gegeben, Vater?“

„Ja, dabei ist einem ja das tägliche Brot so einigermaßen sicher — man kommt bloß nie weiter! Verzicht hab ich's allerdings, wie Du weißt; einen ganzen Winter hab ich geopfert, um auf eigene Faust Steinhauer zu werden. Die Felsen hierherum, die grinsen mich noch immer an und machen sich lustig über mich . . . Gott sei Dank, daß ich's nicht sehen kann. Wir hier in unserer Gegend gelangen nie bis zur Ackererde hinunter, nicht eher wenigstens, als bis man uns, mit den Füßen voran, hinabstößt. Und nun sitz ich hier, der Tod hat mich vergessen, und ich muß Euch zur Last fallen.“

(Fortsetzung folgt.)

Baldamus beim Kommiß.

Von Oskar Böhrle.^{*)}

Unterdessen mußte ich mich zur Musterung stellen und wurde zur Fußartillerie tauglich befunden. Bevor ich einrückte, ging ich einige Wochen nach Hause; noch in den letzten Tagen erzürnte ich mich mit dem Vater derart, daß er aussah, mir keinen Pfennig Zuschuß zu schicken, wenn ich beim Kommiß sei.

Schon am Bahnhof erwarteten uns Soldaten, die uns in einen großen Kasernenhof führten, wo wir verlesen und auf die einzelnen Batterien verteilt wurden. Ich kam zu einer, die ihr Kasernement allein für sich hatte. Am zweiten Tage wurden wir eingekleidet. Zuerst gab's Drillzeug. Der Kammerunteroffizier schenkte mir

*) Nachdem unsere Leser bereits die frisch und anschaulich geschilderten Erlebnisse des Baldamus als Legionär kennen gelernt haben, wird es sie gewiß auch interessieren, wie es ihm beim deutschen Militär erging. Das Väsklein, dem diese Skizzen entlehnt sind (Der Baldamus und seine Streiche) ist im Verlag der „Zeitung“ in Stuttgart erschienen.

eine Jacke zu, die ganz gerissen war und die ich nicht anmahen. Ich sagte, es fände mir ganzes Zeug zu. Er gab mir eine andere, pfiff aber durch die Zähne: „Warte, mein Vürschchen, Du wirst Dein ganzes Zeug noch bekommen.“ Er hat auch Wort gehalten.

Ich wurde der dritten Korporalschaft zugeteilt und bekam am ersten Tag Stubendienst, mußte fegen, aufräumen und für Ordnung sorgen. Nachts, als die anderen auf ihre Strohsäcke krochen, hatte ich nachzusehen, ob alle Spinde verschlossen, ob die Waschküpfeln und Wasserkrüge gefüllt seien und mußte das dem Obergefreiten melden. Dieser verlangte überdies von mir, ich solle auf den Tisch stehen und mit meinem Hemd die Lampe auslöschten. Ich sagte, er solle mich gern haben. Das gab bei den anderen, die sich schon auf allerlei geirret hatten, ein peinigliches Schweigen. Sogar der Unteroffizier kam aus seinem Versteck heraus, leuchtete mir ins Gesicht und bestete: „Die Rücken werden wir Dir schon austreiben! Und sie wurden mir ausgetrieben.“

Das sollte ich schon am anderen Tage zu fühlen bekommen. Unteroffizier und Obergefreiter brachten mir ihre Stiefel zum Waschen; wie ich diese auch polierte, es war nie gut genug. Als sie den Tag darauf das Manöver nochmals probierten, sagte ich: Ich habe keine Wische. „So kauf Dir welche.“ Ich habe kein Geld für andere Leute, ich brauch es nötig genug für mich. Da gab mir der Unteroffizier achtzehn Pfennige, für die ich mir in der Kantine eine Schachtel Guttalin holte. Zwei Tage nachher hatte ich sie aufgebraucht, selbstverständlich glänzte ich auch mein Schuhzeug damit. Jeden zweiten Tag achtzehn Pfennige auszugeben, war dem Unteroffizier doch zu teuer. Als ich ihm wieder Geld abverlangte, schickte er mich zum Teufel und suchte sich einen anderen Puffer.

Das Essen war — für mich — schmal und ungenügend. Alle drei Tage gab's einen Sechspfundslaib Brot. Zum Frühstück tagaus tagein Kaffee, d. h. eine Brühe, die so hieß. Diese galt auch als Nachtessen. Nur einmal in der Woche erhielten wir Zulage, einmal Käse, ein andermal Serringe. Das Mittagessen war reichlich, aber nicht immer gut. Jedem fragten uns die Stamm-Mannschaften das Beste fort; der Koch, der ja „alter Mann“ war, gab ihnen stets die größeren Portionen.

Ueberhaupt hatten wir unter der Stamm-Mannschaft viel zu leiden. Diese lag auf einer Stube im Erdgeschoß, während wir Rekruten unsere drei Säle im ersten Stock hatten. Abends noch halb neun durrte von uns keiner mehr die Treppe hinunter. Wenn's einer wagte, trieben ihn die Alten mit Abspießchen hinauf.

Hatten wir auf ihrer Stube etwas zu tun, so mußten wir erst anknöpfen und brüllen: Bitte, eintreten zu dürfen. Wenn das erlaubt war, konnten wir eintreten, doch mußten wir dabei die Mütze abnehmen und rufen: „Gott grüß euch, alte Knochen!“ Natürlich fühlte ich mich diesen Brüdern weitaus überlegen und ordnete mich keinem von ihnen unter, nahm auch nie einen Auftrag an und war darum bald bei ihnen verhaßt.

Dieser Haß wachte sich. Einer der Alten, der Batteriegeschuster, hatte etwas verbodt und mußte zur Strafe eine Stunde mit uns Rekruten exerzieren. Darüber hatte er einen großen Zorn und suchte den auf allerlei Weise an uns auszulassen. Er stand im zweiten Glied und gab mir beim Marschieren erliche Tritte. Ich lehnte mich um und warnte ihn: Hör, Bruderherz, laß dies bleiben, sonst rauch't's. Kaum hatte ich den Kopf gewendet, schon hatte ich wieder einen sitzen. Da zog ich aus und stieß ihm die Hand ins Gesicht, daß ihm gleich das Blut aus Mund und Nase schoß. Der Leutnant brüllte mich an: „Herr, Herr, sind Sie des Teufels!“ Zum Glück sah man auf meiner Hofe genau jeden Schritt abgezeichnet; nur diesem Umstand verdanke ich, daß ich straflos ausging. Der batteriegeschuster aber vergaß mir den Streich nicht. Als ich später einmal in die Handwerkerzunft eintrat, ohne uns Eintreten zu fragen, gab er mir einen Tritt.

Unter den Alten war einer aus meiner Gegend, der's gut mit mir meinte. Der sagte mir, ich solle mich ja in acht nehmen, in einer der nächsten Nächte werde der Heilige Geist zu mir kommen. So heißt es nämlich, wenn einer in der Nacht im Bett überfallen wird und Prügel bekommt, ohne daß er sich wehren oder schreien kann. Ich weichte einige von meiner Korporalschaft ein, denen ich trauen konnte. Wir nahmen in der Folgezeit die Abspießchen mit ins Bett und wachten abwechselnd je eine Stunde. Ich lag mit einem anderen zusammen; in meinem Bett selber hatte ich nur ein ausgestopftes Hemd liegen, das die Alten auch wirklich täuschte. In der zweiten Nacht kamen sie angeflüchten, gerade als ich wachte. Als ich ihre Schritte hörte, weckte ich die andern auf. Wir sahen, wie sechs Stück auf mein Bett zuschlichen, meiner Hemdgruppe eine wollene Decke überwarfen und stramm zogen. In diesem Augenblick waren wir auch schon aus unseren Klappen heraus, und ehe sich die Heilige-Geist-Schar recht befinden konnte, sausten unsere Abspießchen, klatsch! klatsch! Die Nachzügler mußten durchs Fenster flüchten; denn die Türe hatten wir vorjorglich gleich zugeriegelt. Beim Abzieg bekamen sie noch reichlich Wasser nachgeschüttet. Seit der Zeit war Ruhe. Gemeldet wurde nichts.

Das übrige Leben lief seinen Gang. Jeden Morgen um fünf Uhr aufstehen, von 7—8 Uhr Vortrag und Belehrung, nachher Fußdienst oder Geschüßerexerzieren, nachmittags dasselbe. Am Abend wurde noch eine Puh- und Klidstunde abgehalten. Mittwoch und Samstag nachmittag war kein Dienst, dafür aber war Kasernen- und Geschüßerreinigung angelegt. Sonntags wurden wir „Kämme“ von den Unteroffizieren durch die Stadt geführt. Erst nach zehn Wochen durften wir allein ausgehen.

In den Vortragsstunden unterrichtete meist ein Sergeant, der regelmäßig damit anfing: Ich weiß doch, daß ihr Hunde Sozi seid. Dann leierte er die Namen der verschiedenen Vorgezogenen herunter. Wenn einer von uns nicht aufpasste, mußte er vorziehen und mit einem Schmel in der Hand „kurzer Mann, kleiner Mann“ machen.

Unser Leutnant war immer sehr anständig; im Außendienst war er streng, aber seine Brüllerei nützte nicht viel. Gefährlicher war der Bize und am allergefährlichsten der Feldwebel. Diese zwei konnten „schlauchen“, daß einem Hören und Sehen verging. Wir waren deshalb sehr erfreut, daß der Feldwebel, als er eines Morgens betrunken heim wollte, auf einer Trambahnstange ausglitschte und einen Knochen brach. So war er wenigstens für eine Zeit unschädlich.

Für mich kam eine schlimme Zeit, weil ich keinen guten Paradeschritt machen konnte. Bei den langen Märschen in der Legion und auf meiner Wanderjahre hatte ich mir angewöhnt, mit gebogenen Knien zu gehen; es schüßte vor Müdigkeit. Dadurch hatten sich meine Sehnen verkürzt, und es war mir nicht möglich, das Knie durchzudrücken und gleichzeitig die Fußspitze abwärts zu biegen. Und gerade darauf kommt es beim Parademarsch an. Unser Hauptmann hielt viel darauf, immer sagen zu können, seine Batterie leiste im Parademarsch das Beste. Da ich sonst in seinen Augen ein guter Soldat war, befahl er, das Marschieren müsse mir unbedingt beigebracht werden. Zuerst mußte ich mich an den Streckbaum hängen und die Knie möglichst stark durchdrücken. Es nützte nichts. Dann mußte ich stundenlang mit gespreizten Beinen stehen und ebenfalls die Knie durchdrücken. Noch andere Mittel wurden angewendet, keines half. Zum Schluß kam ich dann zu einem rotfärbigen Korporal in Einzelbehandlung. Der hieß Huber, S-u-b-e-r. Drei Stunden war ich in seiner Dressur. Und was zwei Hungerjahre in der Fremde und neun Monate aufreißender Legionsdienst nicht zuwege brachten: mich defekt zu machen — hat dieser Kerl in drei Stunden fertig gebracht, in drei Stunden.

Es war am zweiten Tag vor dem Weihnachtsurlaub an einem bitterkalten Morgen. Auf dem Exerzierplatz lag Schnee, der bis an die Knöchel ging. Zuerst mußte ich eine Stunde lang das allgemeine Exerzieren mit, dann wurde ich Huber überwiesen, der schon einige andere in der Art hatte, bald aber seine Kunst lediglich auf mich anwendete. Hinlegen! Aufstehen! Hinlegen! Aufstehen! Lauffschritt, marsch, marsch! So ging es in einem fort. Hundertachtzig Minuten lang. Einmal fragte ich ums Austreten. Er schlug mir's ab. Hundertmal dachte ich mir: soll ich mich wehren? Dann sagte ich mir wieder: nein, der ist es nicht wert, daß du seinenwegen auf Festung kommst und deinen Leuten Schande machst. Ich biß die Zähne zusammen, warf mich hin, stand auf, warf mich wieder hin, stand wieder auf und lief und lief und feuerte zum Gottesbarmen. — Schließlich legte ich mich hin, ich konnte nicht mehr. Er gab mir zweimal direkten Befehl, ich solle aufstehen. Ich tat's nicht.

Gegen Mittag hinkte ich mit den anderen heim. Ich fühlte mich recht unwohl, wollte mich aber nicht krank melden, da sonst mein Urlaub beim Teufel gewesen wäre. Ich fuhr heim und wurde von meinen Leuten recht angestaunt. Doch kam ich die fünf Tage nur wenig heraus, meist zwangen mich die Schmerzen ins Bett. Dennoch erlebte ich eine große Freude, das war eine Weihnacht: daheim mit Lichterbau und Lannengrün.

Zur Batterie zurückgekehrt, meldete ich mich sofort krank. Ich wußte schon, wo ich's herbatte; die Kameraden aber meinten, ich hätte mich beim Waschen erkältet. Nämlich um die Reinlichkeit war es bei uns schlecht bestellt. Bloß alle vierzehn Tage, wenn es gut ging, alle acht Tage, wurden wir zum Baden geführt. Ich war gewöhnt, für meinen Leib besser zu sorgen, zog mich jede Nacht vor dem Schlafengehen nackt aus, wusch mich ab und frottierte mich gehörig. Als einmal der Unteroffizier dazu kam, verbot er mir's und sagte, ich sei eine Drecksau.

(Fortsetzung folgt.)

friedrich Hebbel, der Denker.

Wenn die Gedanken zu Hebbel zurückwandern, steigt sofort das schwere Leben heraus, an dem er tragen mußte. Hebbel hat die Feindseligkeit der Welt sehr früh kennen gelernt und man kann sagen, daß sie bis auf den heutigen Tag noch seinem Schatten treu geblieben ist.

Als er aus dem Traum der Kindheit zum Bewußtsein des Kindes erwachte, fand er sich von der Not umgeben. Sein innerer Reichtum stand in einem schredlichen Mißverhältnis zu der äußeren Armut, die ihn bis tief in die erwachsenen Jahre hinein begleitete. Er hatte, wie es sich von selbst versteht, ein starkes Gefühl seines eigenen Wertes, aber sein Anspruch wurde nicht anerkannt. Die Welt verhielt sich kalt und ablehnend und überließ ihn seiner Sorgen.

Wenn jemand aber so in einem Kerker erwacht, was muß die nächste Folge sein? Er beginnt über sein Schicksal nachzudenken. Er legt der Welt, die für ihn ein Kerkermeister ist, seine Fragen vor.

Mit welchem Recht hast du mich in Fesseln geschlagen? Warum wird eine reiche Seele erschaffen, wenn sie doch nur vermodern soll, sich selber zur Qual und niemand zum Segen? Warum ist die Natur so sinnlos grausam, einen Dichter zu schaffen, wenn sie ihn

bei seinem Eintritt in die Welt durch die sozialen Faktoren zum Tode verurteilen lassen will? Warum unterläßt sie nicht das eine oder das andere?

Wer in einer feindlichen Welt erwacht, dem wird sein persönliches Dasein, die Welt und das Verhältnis zwischen beiden zum Problem. Sein Schicksal ist eine Dissonanz, die er in rastlosem Grübeln aufzulösen bemüht sein muß. Der reiche Mann des Evangeliums mochte die Welt nicht hinnehmen. Sie hatte einen gebenedigten Tisch für ihn bereit; sie kam ihm mit einer Einladung entgegen; er brauchte sich nur wie zu einem Gastmahl niederzulassen. Der arme Lazarus aber, der an seiner Schwelle lag und dem die Hunde die Schwären leckten, wurde ganz von selbst zum Nachdenken über die Welt geführt.

Aus dem heiteren Glück erwacht wie eine reine weiße Blüte die menschliche Naivität; im Feuer des Unglücks aber wird das Schwert des Gedankens geschmiedet. Das Glück entläßt naive Menschen in eine sonnige Welt, das Unglück aber schafft geürchte Stirnen aus Philosophie. Brauchen wir uns also darüber zu wundern, daß wir in Hebbels Werken viel Philosophie und wenig Naivität finden?

Es war Goethes Sache, die Welt als ein heiteres Geschenk der wohlgesinnten Götter hinzunehmen. Es war seine Sache, eine geniale Naivität zu entwickeln, die wie ein frohes Licht über seinen Zeiten liegt. Dem Dittmarscher Sohn der Armut, der nach seinen eigenen Worten aus Schmach und Pein herborging, muß man seine abweichende Art schon lassen. Die Natur war grausam, als sie den jungen Hebbel zu harten Leiden verurteilte, sie gab ihm aber zugleich die großen Gedanken, die große Schmerzen am besten fühlen. Das Schicksal trat ihm feindselig entgegen, aber immerhin traf es einen Mann in Wehr und Waffen. Die Welt mußte ihm notwendig zum Problem werden, aber er war zugleich mit den starken Kräften des Verstandes ausgerüstet, die für die harte problematische Arbeit nötig waren. Dem problematischen Denken hat Hebbels Leben genügt; seine künstlerische Naivität mußte durch sein Schicksal notwendig Schaden nehmen.

Es ist kein Zufall, daß gerade Hebbel das Verhältnis zwischen Kraft und Erkenntnis im Dichter in einer besonderen Abhandlung erwogen hat. In ihm war ein so starker Trieb zur ästhetischen Erkenntnis, daß ihm mitunter die bange Frage kommen mußte, ob mit diesem starken theoretischen Trieb wohl die praktische künstlerische Kraft zu vereinen sei. Auch die Antwort, die er in jener Abhandlung findet, spiegelt deutlich sein eigenes Schicksal. Er gelangt zu dem Resultat, daß Kraft und Erkenntnis in einem Menschen niemals in einem Mißverhältnis zu einander stehen könnten. Wo Kraft sei, sei auch Erkenntnis, und wo Erkenntnis sei, sei auch Kraft. Die Antwort, die Hebbel hier findet, ist offenkundig falsch. Er hat sie gedacht, weil kein Mensch wie er an einer anderen Stelle sagt, einen Gedanken zu denken fähig ist, der ihn selber aufheben würde. Es ist eine bekannte Katastrophe der Erfahrung, daß in einem Menschen sehr wohl ästhetische Erkenntnis ohne künstlerische Kraft vorhanden sein kann, und später räumt Hebbel das auch unumtunden ein. Er schränkt seine ursprüngliche Auffassung nun dahin ein, daß wohl Erkenntnis ohne Kraft, niemals aber Kraft ohne Erkenntnis vorhanden sein könne und in dieser Form ist die Ansicht unanfechtbar, wenn man sich vor einem Mißverständnis hütet.

Wo in einem Menschen eine wirkliche künstlerische Kraft vorhanden ist, wird immer zugleich auch die ästhetische Erkenntnis seines Weges vorhanden sein, aber die Wege anderer Künstler kann seine Erkenntnis sehr wohl irren. Wir banden nur das Verhältnis Schillers zu Bürger, Goethes zu Kleist, Höckers zu Menzel zu denken, um zu wissen, daß die ästhetische Erkenntnis im Künstler sich immer nur auf den eigenen Weg, keineswegs aber auf die Wege der anderen Künstler bezieht. Man kann vielleicht sogar sagen, daß gerade der starke Künstler den anderen immer mit einer gewissen Befangenheit gegenüberstehe. Weil der Weg der eigenen Kunst ihm so klar und für ihn so entscheidend ist, versteht er die Wege der anderen nicht. Hebbel hat übrigens, wie aus dem ganzen Gedankengang hervorgeht, nur sagen wollen, daß die Kraft im Künstler zugleich die Erkenntnis des eigenen Weges verbürge, und das stimmt. Ich wenigstens könnte mir Ausnahmen nur in der Form von sonderbaren Wunderlichkeiten denken.

Vielleicht ist niemals in einem Menschen so viel poetische Kraft und so viel scharfsinnige Erkenntnis vereinigt gewesen, wie in Hebbel, den man einmal ein „Gehirncaubier“ genannt hat. Es ist auch wirklich etwas Dämonisches, etwas Wildes in der Art, mit der sein Geist — in Sprung — die Probleme der Kunst packt und nicht losläßt, bis sie ihr Dasein als Probleme ausgehaucht haben. Die beste Aesthetik wird immer die sein, die von einem Dichter geschrieben wird, der zugleich ein Philosoph ist, und das eben trifft bei Hebbel so sehr zu, wie es überhaupt zutreffen kann. Eine völlige Vereinigung dieser beiden verschiedenen Geistesrichtungen ist überhaupt nicht denkbar. Bereits in Hebbel ist so viel von einem Philosophen, daß seine Poesie mitunter Schaden nimmt und wiederum so viel von einem eigenwilligen Dichter, daß er bestimmten Erscheinungen (wie etwa den politischen Dichtern) gegenüber völlig blind wird. In hohem Maße aber ist in Hebbel die Mischung von harten theoretischen Denken und jubelnder künstlerischer Gestaltung vollaugen. Aus seinen kritischen Arbeiten spricht der Theoretiker, aber auch der Praktiker, der uns nicht mit toteseligen Spekulationen

belästigt. Seine Worte befriedigen die denkende Vernunft und lassen doch das Blut des gestaltenden Künstlers schneller durch die Adern pulsen. Ein Künstler und ein Philosoph!

Zu dieser eigentümlichen Begabung Hebbels kam eine unerbittliche Strenge des Charakters, die ihm nicht gestattete — etwa um des lieben Brotes willen —, auch einmal einen minderwertigen Aufsatz auf das Papier zu werfen. Man könnte versucht sein, solchen Charakter finster zu nennen, aber das Wort stirbt, noch ehe es geboren ist, wenn man die erschütternd wahren und ergreifenden Worte liest, mit denen er seine „Abfertigung eines ästhetischen Mannegiehers“ schließt.

Deutschland hat ohne allen Zweifel, sagt er, bedeutendere Dichter gehabt, wie ich bin, aber in einem Punkt bin ich den größten meiner Vorgänger gleich: in dem heiligen Ernst und der sittlichen Strenge, womit ich meine Kunst ausübe, welche ich keinem, und wenn ich auch nichts über meine Zukunft weiß, dieses weiß ich, daß meine Zeit einer späteren gegenüber ihre eigene Moralität gar nicht ärger verdächtigen kann, als durch die Zweifel, die sie in die meinige setzt.

Es ist am Ende nicht jedermanns Sache, ganz zu empfinden, wieviel großartige Resignation hinter diesen Worten liegt. So spricht ein Mann, der mit der Welt des Erfolgs und des lauten Ruhms abgeschlossen hat, der alle holden Fluktionen abtat und sich darin fand, für den Lorbeer und nur für den Lorbeer zu schreiben. Man muß Seelengröße haben, um das zu können, und eben dieser Seelengröße, die nur auf das Weibende und Dauernde sah, die in die Unendlichkeit blickte und die Endlichkeit vergaß — eben dieser Seelengröße danken wir den eminenten Wert der Gedanken, die in den kritischen Schriften und in den Tagebüchern niedergelegt sind. Wer die ganze Fülle dieser Gedanken besitzen will, muß sich an die große Hebbelausgabe wenden, die Richard Maria Werner im Verlags-Berlin herausgegeben hat (eine populäre Ausgabe erschien bei Hesse).

Es läßt sich in einem Zeitungsartikel nur zeigen, wie Hebbel ein Denker wurde und von welcher Art er als Denker ist; es wäre völlig vergeblich, von dem ungeheuren Reichtum seiner ästhetischen Gedanken in einem armen Feuilleton eine Anschauung geben zu wollen. Wie sich bei seiner künstlerischen Art von selbst versteht, macht er besonders das Drama zum Gegenstand seines Nachdenkens, und die Wissenschaft vom Drama hat er denn auch durch diese Beiträge gefördert.

Den Kern seiner Anschauungen erblicken wir in seinem Verhältnis zum tragischen Begriff. Er sieht, wenn auch nicht überall in klaren Worten, so doch immer in der Konsequenz seiner Gedanken, von einer tragischen Schuld ab. Die Schuld, an der wir tragisch untergehen, ist mit unserer Geburt gesetzt. Es ist der Widerspruch zwischen dem Einzelwillen und dem Weltganzen; die Abhängigkeit des Individuums von der objektiven Welt, die bei scheinbarer persönlicher Freiheit besteht. Damit ist in der Tat die Schuld gesprochen und die Unfreiheit des Willens, die Determination durch Natur und Gesellschaft beginnt. Von hier aus ist ein gerader und nicht weiter Weg zu dem tragischen Begriff, der in Ibsens „Gespenstern“ walzt. Erich Schallier.

Kleines Feuilleton.

Naturwissenschaftliches.

Aus der Wunderwelt des unendlich Kleinen. Wenn der Mensch früher je dazu geneigt hat, die Bedeutung der Geschehnisse und Lebenserscheinungen nur nach der Größe abzuschätzen, dann ist er seit der Erfindung des Mikroskops mehr und mehr eines anderen belehrt worden. Die größten Umwälzungen dieser Anschauung sind aber auf dem Gebiet des organischen Lebens seit der Entdeckung der Bakterien und ihrer segenreichen wie ihrer verhängnisvollen Betätigung, und auf dem Gebiet der unbelebten Natur ganz besonders in den letzten Jahren seit dem Beginn der Erkenntnis des Radiums und der anderen Strahlungsvorgänge herbeigeführt worden. Wäre es doch heute wohl berechtigt, wenn jemand sagen wollte, er fürchte keinen Feind seines Lebens und seiner Gesundheit mit Ausnahme der winzigen Keime, die sich mit Wind und Staub, mit dem Wasser und mit dem tödlichen Stich der Insekten in den Menschenleib einzuschleichen vermögen. Und was für wunderbare Vorgänge spielen sich nicht in diesen kleinen Geschöpfen ab, welche Unterschiede sind nicht in ihnen zu finden! Es gibt Diphtheriebazillen, die nur ganz wenig giftig sind, aber durch gewisse Mittel in ihrer Gefährlichkeit sehr gesteigert werden können. Was für Umwandlungen in dem Innern dieser winzigen Stäbchen dabei vor sich gehen, wissen wir nicht, und wir können nur vermuten, daß sie chemischer Natur sind. Es bleibt schließlich unerklärlich, warum dieselbe Sippe von Bakterien das eine Mal eine Krankheit zu erregen vermag, das andere Mal nicht, und wie sich ihre Giftigkeit freigt. Uebrigens sind die Bakterien der Diphtherie noch wahre Riesen neben anderen krankheitsregenden Keimen. Sie gehen nicht einmal durch die Poren eines Porzellanfilters hindurch, die freilich für das Auge ebensowenig wahrnehmbar sind wie die Bakterien selbst, und man würde nur etwa hundert Millionen dieser Epatierpilze zusammen zu häufen brauchen, um eine Masse von der

Größe eines Stecknadelknopfes zu erhalten. Die Keime anderer ansteckender Krankheiten dagegen gehen durch jedes Filter hindurch, und bei ihnen bewährt sich wieder der Satz, daß die Gefährlichkeit mit der Kleinheit zunimmt. Denn gerade deswegen sind sie der Forderung des Menschen bisher immer noch entronnen, und es wird ganz neuer Mittel bedürfen, um ihrer habhaft zu werden. Es ist doch nur ein Wahrscheinlichkeitschluß, daß die Erreger solcher Krankheiten wie der Hundswut, der Maul- und Klauenseuche, der Pocken und noch mehrerer anderer durch ihre unendliche Kleinheit sich vor dem bestbewaffneten Spiraunge verstopfen. Und doch kann es auch wieder nicht ausschließlich an ihrer Kleinheit liegen, daß der Mensch sie nicht zu finden und zu messen vermag, denn auch sie sind jedenfalls wieder Riesen im Vergleich zu anderen Körpereinheiten, von denen unsere Wissenschaft eine ziemlich sichere Kenntnis erlangt hat.

Diese Wunder, die also noch viel näher an der Grenze des unendlich Kleinen sein müssen, sind durch die Radiumforschung enthüllt worden, und auch hier ist wieder das Altertümliche so mächtig gewesen, daß es die Grundfesten der bisherigen naturwissenschaftlichen Lehren zu erschüttern vermocht hat. Mit Achselzucken haben die Naturforscher des 19. Jahrhunderts auf die Alchimisten des Mittelalters zurückgeschaut, und nun stehen wir im 20. Jahrhundert vor einer Tatsache, die den kühnsten Traum, den je ein Schwarzalchimist in seiner geheimen Werkstatt geträumt hat, weit hinter sich zurückläßt. Wir wissen jetzt, daß sich ein verhältnismäßig gemeinsames Element, das Uranium, in einen Stoff verwandelt, der 170 000mal kostbarer ist als Gold, und diese Verwandlung geht in der Natur ohne Zutun des Menschen seit unermesslichen Zeiträumen vor sich. Und doch würde die Habgucht eines modernen Alchimisten dadurch nicht befriedigt werden, denn das Radium ist mit der rätselhaftesten Untugend behaftet, sich fortwährend immer weiter zu verwandeln, und aus dem Stoff, der 170 000mal teurer ist als Gold, wird schließlich Blei, von dem man ein ganzes Pfund für ein paar Pfennige kaufen kann. Und welchen Einblick eröffnen diese natürlichen Vorgänge in die Welt des unendlich Kleinen! Ein Milligramm Radium, also eine Masse, wie man sie eben noch als Fleckchen mit dem bloßen Auge sehen könnte, schleudert in jeder Sekunde etwa 34 Millionen Teilchen aus, aus denen die sogenannten Alphastrahlen bestehen, und sie bewegen sich mit der unvorstellbaren Geschwindigkeit von fast 20 000 Kilometern in der Sekunde. Dazu kommt eine gleiche Zahl von Teilchen in den Betastrahlen, die sogar eine Geschwindigkeit von rund 290 000 Kilometern in der Sekunde erreichen, und schließlich eine überhaup unbekante Zahl der Gammastrahlen mit noch größerer Geschwindigkeit. Wie klein müssen also die Massenteilchen sein, die diese Strahlen zusammenlegen, und doch sind sie wieder mächtiger als die joviei größeren Bakterien, die von ihnen in kurzer Zeit getötet werden.

Hygienisches.

Der Einfluß des Mörtels auf die Trockenheit der Wohnhäuser. Die Lebensart von den Trockenwohnern ist durchaus nicht übertrieben, denn auch die neuesten mit wissenschaftlicher Gründlichkeit ausgeführten Untersuchungen haben gezeigt, daß über der Austrodnung der Erdgeschosse von höheren Häusern mindestens ein Jahr vergeht. Da nun heute der Bau eines solchen Hauses in erheblich kürzerer Zeit vollendet und mit der Vermietung möglichst möglichsten Augenblick über die Fertigstellung hinaus gewartet wird, so ergibt sich, daß eine wirkliche Trockenheit in der Regel beim erstmaligen Bezug zum mindesten der unteren Stockwerke noch nicht vorhanden ist. Diese Regeln gelten naturgemäß nur für Bauten aus Ziegeln und Mörtel, in denen die Feuchtigkeit von den oberen Stockwerken nach den unteren langsam hinabsinkt und sich im Mauerwerk des Erdgeschosses sammelt und zwar in noch höherem Grade auf der sogenannten Wetterseite, die hauptsächlich von den Niederschlägen getroffen wird. Die Ziegel pflegen aber schneller zu trocknen, als der sie verbindende Mörtel. Professor Ruckbaum hat diesen Umstand genauer untersucht und allgemein noch bei älteren Häusern bestätigt gefunden. Wenn durch irgendeine Ursache eine Mauer feucht geworden war, erwies sich der Wassergehalt im Mörtel immer etwa dreifach so stark, wie in den Ziegeln. Daraus zieht Ruckbaum im „Gesundheits-Ingenieur“ den Schluß, daß man Verbesserungen des Mörtels herbeiführen müsse, um eine schnellere Austrodnung von neuen Häusern zu bewirken oder die älteren bereits bewohnten vor Nässe zu schützen. Er empfiehlt die Verwendung grozzelligigen Mörtels, der in seinen Hohlräumen mehr Luft aufnimmt, aber rasch und fest erhärtet. Er wird am besten mit reinem Portlandzement an gemacht. Die Versuche wurden an einer Wand vorgenommen, die mit solchem Zementmörtel gemauert war, aber keinen Bewurf erhalten hatte. Daneben wurde eine ähnliche Mauer zum Vergleich mit gewöhnlichem Kalkmörtel hergestellt. Es ergab sich, daß die Austrodnung der Wand mit dem Zementmörtel in weniger als einem Drittel der Zeit vollzogen war, die von der anderen Mauer gebraucht wurde. Auch die künstliche Bepflanzung der beiden Wände fiel zugunsten des Zementmörtels aus, der nur 15 Zentimeter tief Wasser aufnahm, während der Kalkmörtel bis ins Innere durchfeuchtet wurde. Ferner wurde der Mörtel bis in einem Zentimeter der Zeit wieder trocken gegenüber dem gewöhnlichen Mörtel.